**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
**Herausgeber:** Deutschschweizerischer Sprachverein
**Band:** 8 (1924)
**Heft:** 12: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer

**Artikel:** Gottfried Kellers Deutschtum
**Autor:** Steiger, August
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-419558

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

immer nur ein kleiner Kreis Getreuer die Ziele des Vereins zu erreichen suchen müßte.

Unsere Jahresberichte, seit 1912 zu einer »Jährlichen Rundschau« erweitert, geben jeweilen in einem besondern Abschnitt »Deutsch und Undeutsch« ein getreues Bild der Sprachenfrage in und außerhalb der Schweiz und bringen außerdem jedem Freunde der deutschen Sprache wertvolle Aufsätze. Sie beweisen auch, daß der Deutschschweizerische Sprachverein nicht nur zahm dahin wandelt, sondern gelegentlich sehr entschieden auftreten kann, wenn es gilt, sich für die Muttersprache zu wehren. Dabei darf der reichsdeutsche Leser nie vergessen, daß das Französische und das Italienische bei uns nicht landesfremde Sprachen, sondern gleichberechtigte Staatssprachen sind. Zur Rundschau treten seit 1917 die monatlichen »Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins«, die ähnlich der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins warnen, belehren und bessern wollen. Auch an unsere »Volksbücher« sei hier erinnert, von denen bis heute 11 Hefte erschienen sind. Es sind Schriften, in denen meist schweizerische Dichter behandelt werden, aber auch andere Gegenstände des deutschschweizerischen Sprach- und Geisteslebens. Zum Nützlichsten, was im Auftrag unseres Vereins veröffentlicht worden ist, gehören die beiden Arbeiten von Dr. Stickelberger »Die Aussprache des Hochdeutschen« und »Schweizer Hochdeutsch und reines Hochdeutsch« (Zürich, Schultheß und Komp.), die alle Angehörigen der deutschen Schweiz fast täglich gebrauchen könnten. Die meisten Erfolge in der Öffentlichkeit erreichten wir durch verständnisvolles Entgegenkommen eidgenössischer Behörden.

Der Deutschschweizerische Sprachverein wird nie um Arbeit verlegen sein. Er ist langsam gewachsen und deshalb zäh und wird mit der Beihilfe aller Gleichgesinnten auch weiterhin trachten, nach dem Maß der Mittel und Kräfte seine mehr als je notwendige Aufgabe zu erfüllen.

Basel. Emil Garraux.

---

## Gottfried Kellers Deutschtum.

Wenn von Gottfried Kellers Stellung zu Volkstum und Staat die Rede ist, pflegt man aus seinem Gedichte »Gegenüber« die schönen Verse anzuführen:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

Man betont dabei gern das sonst unscheinbare Bindewörtchen »und«, aber vor diesem »und« dürfen wir ein anderes Wörtchen nicht überhören, das dabei etwas unterdrückt wird: das Hilfszeitwort »darf«. Was man »darf«, dazu braucht es eine besondere Erlaubnis, oft geradezu eine Gnade, und auch unserm Dichter am Rhein müssen die Umstände besonders günstig sein. Strom und Wald und Falkenflug genügen ihm nicht, einsam muß er sein, »ungestört«, damit er nicht z. B. durch Aussprache des Deutschen oder durch Sitten an die Unterschiede erinnert wird, und er wird ja dann (in der letzten Strophe) doch noch gestört durch den Anblick des badischen Schutzmanns, der nach jenem freundlichen »und« ein bedenkliches »aber« bedeutet. Und »ungekannt« muß er auch sein; denn wüßte ein Landsmann von seiner Liebe zu Deutschland, er würde ihm hochverräterische Gesinnung vorwerfen, und wüßte ein Reichsdeutscher von seinem starken schweizerischen Staatsgefühl, er würde ihn wohl darob auslachen. Es klingt etwas von einem schmerzlichen Zwiespalt aus diesen Versen; der Dichter muß schon darunter gelitten haben, daß er oft »nicht Schweizer darf und Deutscher sein«. Er ist sich eben der Doppelheit deutlich bewußt, die sonst in der Seele des Deutschschweizers schlummert, und von der der Reichsdeutsche meist doch nur die eine Hälfte ganz versteht, der Welschschweizer nur die andere und der Franzose vielleicht gar keine. Der Schweizer kann nicht wie der Reichsdeutsche oder der Franzose in stolzer Einfachheit sagen: »Ich bin Deutscher« oder »Je suis Français«. Will er sein Wesen ganz ausdrücken, so braucht er zwei Wörter, die er je nach dem Zusammenhang so oder umgekehrt zusammensetzt: deutschschweizerisch oder schweizerdeutsch. Das Wort deutsch trennt uns wie eine Mauer von den Welschen, mit denen wir das Vaterland teilen, das Wort Schweizer wie eine Mauer von den Reichsdeutschen, mit denen wir die Muttersprache teilen.

Diese Doppelheit ist ein Gewinn; der damit verbundene Zwiespalt aber ist, wie Eduard Blocher gut gesagt, »der Preis, um den wir einerseits unsere staatliche Freiheit, anderseits unsere Zugehörigkeit zu einem großen Sprach- und Kulturkreis bezahlen.« Der Zustand ist so geworden durch Natur und Geschichte: von Natur sind wir deutsch, die Geschichte hat uns vom Reiche getrennt und mit Welschen verbunden, und diese Tatsachen werden gelegentlich an Gottfried Keller und häufig an uns übrigen Deutschschweizern von den Nichtdeutschschweizern auf beiden Seiten übersehen. Der reichsdeutsche Leser überhört leicht den schmerzlichen Zwiespalt, der in jenem »darf« steckt, wie der reichsdeutsche Reisende es oft nicht begreifen kann, daß er in der deutschen Schweiz ebensowohl als »Ausländer« betrachtet wird wie ein Engländer oder Amerikaner, daß man die Sprachgemeinschaft bloß als Verkehrserleichterung zu betrachten scheint, und der Deutschschweizer versteht wieder diese Verwunderung nicht. Da natürlich im Reich das Gemeinsame besser bekannt ist als das Verschiedene, so muß, um die staatliche Stellung Kellers zu erklären, hier vor allem von dieser Verschiedenheit gesprochen werden.

Daß die heutige Schweiz ein selbständiges Staatswesen von republikanischer Form ist, weiß freilich im Reich jedermann; aber wie alt und wie tief bei uns das Gefühl vollständiger staatlicher Selbständigkeit ist, scheint man weniger gut zu wissen. Unter die sechs wichtigsten Jahrzahlen der Schweizergeschichte gehört 1499, über deren Bedeutung z. B. im Lesebuch für das 6. Schuljahr der zürcherischen Volksschule, also für etwa 12jährige Knaben und Mägdlein, über 6 Seiten stehen (mit Angabe von 5 Schlachten!). Die Zahl steht aber nicht in Ploetz' »Hauptdaten«, und über das Ereignis erzählen z. B. Egelhaafs an deutschen Mittelschulen verbreitete »Grundzüge der Geschichte« nur 6 Zeilen (mit einer Schlacht), und größere reichsdeutsche Geschichtswerke (Weber, Pflugk-Hartung) nicht viel mehr. Aber alle geben buchstäblich zu, daß die Schweiz damals (in dem bei uns so genannten »Schwabenkriege«) die tatsächliche Unabhängigkeit errungen hat. Diese tatsächliche Selbständigkeit wurde dann 1648 (nicht etwa erst 1815!) vom Reiche in aller Form anerkannt. Daß es aber 1499 zur Trennung kam, hatte seine guten Gründe; sie hing mit der Habsburgerpolitik Kaiser Friedrichs III. zusammen. Diese Dinge sind sozusagen jedem Schweizer bekannt; denn sie sind für seine Landesgeschichte wichtig. Im Reich sind sie ziemlich unbekannt, weil sie für dieses verhältnismäßig unwichtig sind und keine dichterische Verklärung gefunden haben, wie die bloß gegen das Haus Habsburg gerichteten früheren Freiheitsbewegungen oder wie etwa der

Abfall der Niederlande. Wenn man nun bedenkt, daß ein Gottfried Keller schon von etwa zehn Ahnen her das Gefühl völliger Unabhängigkeit vom Reich im Blute hatte, so begreift man wohl, daß es ihm nicht immer leicht war, Schweizer und Deutscher zu sein; man begreift aber auch das ausgeprägte Staatsgefühl des heutigen Schweizers dem reichsdeutschen »Ausländer« gegenüber und die Neutralität, mit der wir den Weltkrieg zunächst als eine staatliche Angelegenheit betrachteten, die uns nicht unmittelbar berührte. Dieses ererbte, über vierhundertjährige Staatsgefühl wurde ständig genährt durch das Bewußtsein von der Verschiedenheit der Staatsformen (die auch heute noch nicht ausgeglichen ist), ferner durch die Beschränktheit unseres Gebietes: überall stößt man an die Landesgrenzen, von jedem Aussichtspunkt aus sieht man ins Ausland; — ganz abgesehen davon, daß man in Kleinstaaten und Minderheiten immer empfindlicher ist und die Selbständigkeit rascher bedroht glaubt als in den schon durch ihre Größe einigermaßen gesicherten Reichen. Genährt wurde dieses Selbständigkeitsgefühl dann auch durch die Sprache, da alle Deutschschweizer im persönlichen Verkehr Mundart sprechen und auch ihre Aussprache des Schriftdeutschen meist stark mundartlich gefärbt ist. All das bringt es mit sich, daß sich der Deutschschweizer des staatlichen Unterschiedes stärker bewußt ist als der Reichsdeutsche und stärker bewußt als der sprachlich-geistigen Verwandtschaft. Die Sprache erscheint ihm als etwas Selbstverständliches, Unentgeltliches wie Licht und Luft, der Staat ist wie das tägliche Brot, um das man kämpfen muß und betet; nötig zum Leben sind aber beide.

In diesen gut 400 Jahren sind wir aber anderseits mit unsern Welschen zusammengewachsen, die französisch, italienisch oder rätoromanisch sprechen. Wenn auch Keller zu ihnen nie ein tieferes persönliches Verhältnis gewonnen hat, so fand er eben doch, daß gerade »nach Namen und Sprache ungleiche Kinder eines Landes sich nach gewissen Gesetzen gegenseitig anziehen, freundlich zusammengehalten durch ein gemeinsam durchgekämpftes Schicksal und durch die erworbene Einsicht, daß sie zusammen so ... am glücklichsten sind«, während die »altersgrauen großen Nationalerinnerungen, welche sich auf Sprache und Farbe der Haare stützen«, ihre Träger in »träumerischer Ohnmacht« verharren lassen.

Das hat nun allerdings Keller kurz nach 1850 geschrieben (in der ersten Fassung des »Grünen Heinrichs« I. 3, neu herausgegeben von Emil Ermatinger). Als das deutsche Volk im Jahre 1870 aus seiner »träumerischen Ohnmacht« erwachte und eine neue Kaiserkrone schmiedete, da machte das auf ihn und viele seiner Landsleute einen mächtigen Eindruck. Unseres Zusammenhangs mit den Welschen war er, der seine Knaben- und Jünglingsjahre noch vor 1848, d. h. vor der Umwandlung des lockern alten Staatenbundes in unsern kräftigen Bundesstaat und vor dem Zeitalter des Verkehrs erlebt, sich noch nicht so stark bewußt, wie es ein Jüngerer gewesen wäre, und nicht so stark wie seines Kulturzusammenhanges mit Deutschland. Wenn er aber auch 1872 beim Abschiede des von Zürich nach Straßburg berufenen reichsdeutschen Professors Gusserow in einem Trinkspruch die Möglichkeit einer Rückkehr der Schweiz zu Kaiser und Reich andeutete, so tat er das nur unter Vorbehalten und, wie er nachher selbst sagte, »vom belebten Toastieren hingerissen«, und man darf dieser Rede ja nicht zu viel Gewicht beimessen.

Bei aller Bewunderung der neuen deutschen Einheit blieb Keller der überzeugte Republikaner und Demokrat, dessen Dichtung sich an Herwegh und Freiligrath entzündet hatte, der 1849 in Heidelberg für die deutsche Republik und den badischen Aufstand schwärmte und die Schifferin auf dem Neckar besang, der dann auch in Berlin der Polizei zuerst verdächtig vorkam. In dem Sonett »Nationalität« stellt er den politischen Glauben an die Freiheit ausdrücklich über Volkstum und Sprache. Daß das neue Reich eine Monarchie unter preußischer Führung wurde, war ihm eine Enttäuschung, so freundlich er im Ritter Zendelwald (in der Legende »Die Jungfrau als Ritter«) das deutsche Volk dargestellt und Guhl dem Geschwinden (Frankreich) und Maus dem Zahllosen (dem Panslawismus) gegenübergestellt hat. Wenn er schließlich als alter Mann im »Martin Salander« die Auswüchse der demokratischen Ordnung unter den »Ober-, Mittel- und Unterstrebern« geißelte, so waren das Auswüchse und Zeitkrankheiten; am Grundsatz des Volksstaates — Demokratie bedeutet hier natürlich nicht eine Parteisache, sondern die bodenständige Staatsform und die einzige natürliche Staatsgesinnung — ließ er nicht rütteln. Noch als älterer Mann erklärte er, er würde den Untergang oder die Zerstückelung der Schweiz durch fremde Mächte nicht ertragen können, sondern sich mit seiner alten Pistole eine Kugel durch den Kopf jagen.

Aber bei all diesem ausgesprochenen schweizerischen Staatsgefühl fühlte er sich doch durchaus als Deutscher. In der Jugend, noch in seinen Zwanzigerjahren, empfand er die romantische Sehnsucht nach dem deutschen Rhein und dem deutschen Wein, nach den deutschen Domen, den deutschen Sagen, Liedern und Dichtern, den deutschen Frauen und den deutschen Brüdern und fragte sich: »Ist nicht mein innerst Denken deutsches Wort?« Und wenn behauptet wurde, Bildung und Sitte der deutschen Schweiz seien wesentlich französisch, so gab er als Vierziger (1860) nur soviel zu, »daß auch wir ein unsterbliches Geschlecht von Gaffern haben, die nach Frankreich gaffen und nicht eher klug werden, als bis sie eine tüchtige Kelle voll Elend in den offenen Mund bekommen haben«. 1870 stellte er sich schon bei Kriegsausbruch, nicht etwa erst nach dem Siege, im Gegensatze zu seiner Umgebung entschieden auf die deutsche Seite. Da er aber 1890 gestorben ist, können wir höchstens erraten, was er zur weiteren Entwicklung des Reiches gesagt hätte.

Was für ein trutziger Stammesstolz klingt schon aus dem ersten Satze des »Grünen Heinrichs«: »Mein Vater war ein Bauernsohn aus einem uralten Dorfe, welches seinen Namen von dem Alemannen erhalten hat, der zur Zeit der Landteilung seinen Spieß dort in die Erde steckte und einen Hof baute.« Das stimmt zwar nicht wörtlich auf Glattfelden, aber für die zürcherische Landschaft sind die Namen auf -ikon bezeichnend, z. B. Ottikon aus Ottinghofen, d. h. zu den Höfen der Ottinge, der Nachkommen eines Otto. Und in der Sache der Muttersprache verstand er keinen Spaß. Gewiß sprach auch er im persönlichen Verkehr seine Mundart, und in der reichsdeutschen Kunststadt (es ist an München zu denken) glaubt der grüne Heinrich, da ihn in seinem Elend auf der Straße plötzlich ein Landsmann in der »Sprache seiner Heimat« anredet, einen »Laut aus besserer Welt« zu hören, aber er ist grundsätzlich gegen die mundartliche Dichtung und hält es für eine ernste Pflicht, sich im schriftlichen Gebrauch an die große gemeinsame Sprache zu halten. Von einer schweizerischen Nationalliteratur will er durchaus nichts wissen. Als eine wohlmeinende Dame einiges aus seinen Werken »aus dem Schweizerischen« ins Englische übersetzte, war ihm der

Gedanke peinlich, daß man ihn zu den »Berner Oberländer Holzschnitzereien, Rigistöcken und Gemshörnern« zählen werde. So sind denn auch in seinen Werken, so schweizerisch die Luft darin anmutet, die Mundartwörter verhältnismäßig selten. Zu einem guten staatlichen Dasein, findet er, brauche es jederzeit nicht mehr und nicht weniger Mitglieder, als gerade vorhanden seien, »mit den Kulturdingen ist es anders: da sind vor allem gute Einfälle, so viel als immer möglich, notwendig, und daß deren in vierzig Millionen Köpfen mehrere entstehen als nur in zwei Millionen, ist außer Zweifel«. (Die Zahlen sind von 1850.) Darum schwöre »der französische Schweizer zu Corneille, Racine und Molière — — —, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik und Gelehrsamkeit, und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volkes«. Daß zumal in der Schätzung der Dichtung die Schweizer rückständig seien, hat er mehrmals gesagt; z. B. schrieb er seiner Mutter aus Heidelberg (1849), wenn er irgendwo eingeladen sei, müsse er als Dichter immer neben der Hausfrau sitzen; »denn die Deutschen ästimieren diese Menschengattung viel mehr als die Schweizer«. (Es ist seither manches besser geworden.)

Für uns vom Sprachverein sind besonders köstlich jene Stellen, wo er unechtes Wesen kennzeichnet durch unechte Sprache, namentlich durch überflüssige Fremdwörter. Die Wäscherin Frau Weidelich wird schon dadurch lächerlich, daß sie sich »Mama« nennen läßt und ihre Buben den Arnold Salander auslachen zu müssen glauben, weil er »bloß« eine »Mutter« habe. In den Vorarbeiten zu diesem Buche steht sogar das harte Wort: »Die Mutter kämpft und opfert sich und siegt. Die Mammas tun nichts oder können nichts«. Hier bilden Kellers demokratische Gesinnung und sein Sprachgefühl eine Einheit. In den Entwürfen zum Grünen Heinrich verurteilt er einmal den engherzigen »Patriotismus« und fügt bei: »Ich sage absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe«; er braucht also das Fremdwort für das Unechte, das deutsche für das Echte. In Salanders so überaus wohlgemeintem Fortbildungsschulplan, nach dem jeder Schweizer bis zum 20. Jahre gebildet werden sollte, stehen alle möglichen Fächer, auch schon Staatsbürgerkunde und Handfertigkeit, aber kein Wort von dem heute so hoch gelobten Fremdsprachunterricht. An der »richtigen« Aussprache fremder Wörter liegt ihm, dem ehemaligen Schulmeister, gar nichts; ob einer für Jury nach Londoner Art Dschury oder nach Pariser Art Schüri sage, ist ihm gleich unwichtig. Die Französelei in den Umgangsformen wird verspottet, wenn der grüne Heinrich aus den Ferien seinen ersten Brief an die Mutter schickt: »Die Adresse schrieb er sehr ausführlich und besonders das »an Frau Lee, née Hartmann« mit ungemeiner Ansehnlichkeit«. Im »Meretlein« wird mit der unchristlichen Gesinnung zugleich die Fremdwörterei der Zeit bloßgestellt. Der Oberschwindler Wohlwend schreibt sich Volvend, und Johannes Kabis, der Schmied seines Glücks, glaubt den ersten Meisterstreich zu tun, wenn er seinen Taufnamen in das englische John umwandelt, und den zweiten, wenn er das i in seinem Familiennamen (der Weißkohl bedeutet!) in ein y verwandelt, um sich »einen edleren und fremdartigen Anhauch« zu geben.

Mit welchem Gefühl Keller auf seiner ersten Reise nach Deutschland den Rhein betrachtete, erzählt uns der »Grüne Heinrich« (der ersten Fassung):

»Über diese Wellen war fast alles gekommen, was Heinrich in seinen Bergen Herz und Jugend bewegt hatte. Hinter jenen Wäldern wurde seine Sprache rein und so gesprochen, wie er sie aus seinen liebsten Büchern kannte, so glaubte er wenigstens, und er freute sich darauf, sie nun ohne Ziererei auch mit sprechen zu dürfen. — — — Er liebte sein helvetisches Vaterland, aber über diesen Strom waren dessen heiligste Sagen verherrlicht erst wieder zurückgewandert«.

Wenn diesem Heinrich etwas nicht gefiel im Reich, sei es was der deutsche Graf »tolle Respektwut der Honoratioren« nennt, oder dann die »unendliche Unterwürfigkeit«, dann erklärte er sich das nicht aus dem Unterschied zwischen schweizerischem und deutschem Wesen, sondern er empfand es als einen Unterschied zwischen seinem altdeutschen und einem neudeutschen Wesen. Er hatte das Gefühl urdeutsch zu sein. Dieses Gefühl hat der Dichter künstlerisch gestaltet in dem Freundschaftsbunde, den der grüne Heinrich aus der Schweiz in der reichsdeutschen Stadt eingeht mit Lys, dem Niederländer, und Erikson, dem blonden, hünenhaften Seemannskinde »der nördlichen Gewässer«, von der Grenzmark zwischen Deutschland und Skandinavien. Es weisen keine Spuren auf ein derartiges Münchener oder Berliner Erlebnis; der Dichter fühlte einfach das Bedürfnis, zu seinem eigenen Abbild zwei teils gleichlaufende, teils entgegengesetzte Gestalten zu schaffen, die zunächst sein persönlichstes, innerstes Wesen in Welt-, Lebens- und Kunstanschauung spiegeln sollten; er hat die beiden aber nicht irgendwoher aus Thüringen oder Sachsen genommen, sondern »vom äußersten Saume deutschen Volkstums«. Auch da ist die ursprüngliche Fassung, die er während seiner Berliner Jahre (1850—55) geschrieben, wieder aufschlußreich. Diese drei Freunde fühlen sich neben der persönlichen Anziehung noch durch ein besonderes »gemeinsames Band« vereinigt:

»Jeder von ihnen stammte aus einer Heimat, wo germanisches Wesen noch in ausgeprägter und alter Feste lebte in Sitte, Sprachgebrauch und persönlichem Unabhängigkeitssinne; alle drei waren von dem Sonderleben ihrer tüchtigen Heimat abgefallen und zu dem großen Kern des beweglichen deutschen Lebens gestoßen, und alle drei hatten dasselbe, erstaunt und erschreckt über dessen Art, in der Nähe gesehen«.

Was diesen drei Randdeutschen an den Binnendeutschen nicht gefällt, ist schon die Umgangssprache: einerseits die Überhöflichkeit in den tausend und abertausend »Entschuldigen Sie gefälligst« und dgl., andererseits die »innere Grobheit«, die in »geläufigen Gesellschaftsformeln« steckt, wie »Das verstehen Sie nicht. . . . . Das ist nicht wahr«. Dann die »allgemeine deutsche Autoritätssucht« und ihr Widerspiel: die unendliche Unterwürfigkeit.

»Einer donnerte, die Vorteile seiner Stellung benützend, den andern an, und wer niemand mehr um sich hatte, den er anfahren, dem er imponieren konnte, der prügelte seinen Hund«.

»Recht eigentlich weh« tut den »drei Deutschen vom Grenzsaume des großen Volkes« die gegenseitige Verachtung der Süd- und der Norddeutschen des Reichs, indem die Nord- den Süddeutschen den Verstand und diese den andern das Herz absprechen. Das sei alles grundlos: »Wo im Norden wahrer Geist ist, da ist immer und zuverlässig auch Gemüt, wo im Süden wahres Gemüt, da auch Geist«.

In der späteren Fassung des Romans erzählt Keller, die Freunde hätten bei solchen Zwistigkeiten oft als Unparteiische eingegriffen und mit mehr oder weniger Erfolg zu vermitteln gesucht; das widerspricht durchaus nicht der ursprünglichen Darstellung, daß sie, wenn sie unter sich waren und die heimischen Zustände mit denen des gastlichen Landes verglichen, undankbarerweise in der Übertreibung des Tadels wetteiferten und Deutschland »feierlich absagten«. Erikson fand das ‚Reich der

Mitte' »aus der Art geschlagen«, Lys meinte, man müsse »an den Deutschen ihr Großes benützen und sich im übrigen nichts um sie kümmern«, und

»nur der grüne Heinrich hing mit seinem ganzen Herzen an Deutschland. Er schmähte es zwar auch mit dem Munde und sprach vielleicht noch Stärkeres als die andern; er sagte, da er vor allem aus Schweizer sei, wünsche er manchmal ein Welscher zu sein, um nicht mehr deutsch denken zu müssen, und er sei beinahe versucht, französisch schreiben und denken zu lernen. Aber gerade weil es ihm hiermit bitterer Ernst war und mehr als den Freunden, war auch sein Verdruß tiefer und gründlicher. . . Aber dessen ungeachtet ward er mit jedem Tage träumerischer und deutscher und baute alle Hoffnung auf das Deutsche«.

Was die drei zusammengeführt, war ein Zufall gewesen, was sie zusammenhielt, »ein notwendiges Gesetz«. Was da dichterisch gestaltet ist aus »Sitte, Sprachgebrauch und persönlichem Unabhängigkeitssinn«, findet man wissenschaftlich bestätigt, wenn man die aus den Niederlanden und der Schweiz bekannten Zustände vergleicht mit dem, was aus der Heimat Eriksons ein anerkanntes reichsdeutsches Lehrbuch der Erdkunde (H. Harms) berichtet, nämlich, daß »der Sinn des Schleswig-Holsteiners ein freier, sein Nacken ein ‚steifer' ist, wie man oft tadelnd oder lobend hervorgehoben hat«; die Freiheitskämpfe der Dithmarscher werden denen der Schweizer zur Seite gestellt, und die der Niederländer sind ja auch bekannt.

In der späteren Fassung hat Keller diese Stellen zu Gunsten eines strafferen künstlerischen Aufbaues stark gekürzt, den Sinn hat er nicht geändert; denn auch da heißt es noch: »Die räumliche Entfernung unserer Heimatlande . . . . verband uns mehr, als daß sie uns trennte«.

Ausgesprochen deutsch, und zwar altdeutsch, muten ja viele Gestalten Kellers an. Denken wir beim feinen Schulmeisterstöchterlein Anna nicht an die minnigliche junge Kriemhilde? Beim Abschied Heinrichs von seiner Mutter, die die passenden Worte nicht recht fand und doch wußte, woran sie mit ihm war, nicht an den alemannisch-schwäbischen Mangel an Sprachgewandtheit? Die reichsdeutsche Zungenfertigkeit und Überhöflichkeit hat Keller selbst durch republikanische Brummigkeit und Grobheit wettgemacht. Aber auch unsere schweizerische Demokratie ist ja nicht etwa ein Geschenk aus Frankreich, sondern uraltdeutsches Erbgut; denn wenn wir bei Tacitus von der Volksversammlung lesen, brauchen wir nur an eine schweizerische Landsgemeinde oder wenigstens an eine Volksabstimmung zu denken.

Wenn aber auch der grüne Heinrich und seine Freunde mit Recht das Gefühl gehabt haben mögen, ihr Deutschtum sei älter als das im beweglichen »Reich der Mitte«, so ist damit noch nicht gesagt, daß es deswegen auch besser gewesen sei; denn das Alte ist durchaus nicht immer das Bessere, sonst gäbe es ja keinen Fortschritt, und: Eines schickt sich nicht für alle. Jeder aufrichtige Deutschschweizer aber freut sich, daß er

»Schweizer darf und Deutscher sein«.

Küsnacht bei Zürich. August Steiger.

---

## Die schweizerischen Sprachverhältnisse.

»Glückliche Schweiz, die als vielsprachiges Land keinen Sprachenstreit kennt!« Diesen und ähnliche Aussprüche konnte man in den letzten Jahren häufig hören. Die Tatsache ist nicht zu bestreiten. Wie ist sie aber möglich geworden?

Die Eidgenossenschaft umfaßt je einen Teil des deutschen, französischen und italienischen geschlossenen Sprachgebiets, dazu in Graubünden ein kleines Überbleibsel des einst so weit verbreiteten ladinischen Volkes. $^7/_{10}$ der Gesamtbevölkerung der Schweiz, 2700000 Seelen, sprechen deutsch, etwas über $^1/_5$ französisch, $^1/_6$ italienisch und bloß $^1/_{100}$ ladinisch oder romanisch. Die drei großen Sprachgebiete der Schweiz sind ganz geschlossen, fast ohne Sprachinseln. Die Sprachgrenzen sind scharf, wo sie durch Gebirge, Seen oder Flüsse gebildet sind; zum Teil aber handelt es sich nicht um Grenzlinien, sondern um Grenzgürtel, wo neben französischen Mehrheiten mehr oder weniger starke Minderheiten bestehen — eher als umgekehrt. Der Bevölkerungsaustausch zwischen den verschiedenen Sprachgebieten ist stark und immer noch im Wachsen begriffen. Er beeinflußt aber die Sprachgrenzen kaum mehr.

Wie auch sonst im deutsch-französischen Grenzgebiet, ergießt sich in der Schweiz ein ununterbrochner Menschenstrom vom deutschen ins französische Land. Diese Erscheinung war seit dem 17. Jahrhundert erkennbar, ist aber durch die Besserung der Verkehrsverhältnisse und den wirtschaftlichen Aufschwung im letzten Jahrhundert besonders wuchtig geworden. Im Hauptgebiet der Uhrenindustrie, im Berner und Neuenburger Jura, ist die welsche Bevölkerung in die Fabriken abgewandert und hat die Landwirtschaft fast ganz den Deutschbernern überlassen. Auch in den Kanton Waadt und in den weit westlich vorgeschobenen Kanton Genf sind zahlreiche deutschschweizerische Bauern gekommen. Daneben findet man überall deutschschweizerische Handwerker und Wirte, Arbeiter und Angestellte in Handel und Großgewerbe, Dienstboten usw. Am wenigsten berührt von dieser Erscheinung sind die katholischen Kantone Freiburg und Wallis, dagegen reicht sie noch weit über die Landesgrenzen hinaus nach Frankreich hinein. Die ganze Bewegung hat Deutschschweizer zu Zehntausenden ins wohlhabende, aber menschenarme Welschland geführt. Sie machen in allen größeren Orten und in vielen Landgemeinden einen hohen Hundertsatz der Bevölkerung aus. Sie haben sich wohl in zahlreichen Vereinen, auch in eigenen protestantischen und katholischen Kirchgemeinden zusammengeschlossen, aber die deutsche Schule fehlt vollkommen. Das und die starke Zerstreuung unter der französischen Mehrheit in den volkreichen Städten und den weiten Landgebieten bewirkt, daß der ganze Nachwuchs rasch französisch wird. Auf Art und Kultur des welschen Landes hat die zahlreiche Zuwanderung einen recht geringen Einfluß. Nur der fortwährende Nachschub erhält die sonst unaufhörlich zusammenschmelzende deutsche Minderheit in ihrer vor einigen Jahrzehnten bereits erreichten Stärke. Heute ist $^1/_5$ der Bevölkerung der französischen Schweiz deutscher Abstammung oder spricht noch die deutsche Muttersprache.

Das Gegenstück dazu, die Einwanderung aus der welschen in die deutsche Schweiz, ist an sich und verhältnismäßig viel geringer. Nur in einigen Grenzgemeinden, wo die Uhrenindustrie Boden gefaßt hat, dann in den größten Städten kommt die welsche Zuwanderung zahlenmäßig überhaupt in Betracht. Sie wird im ganzen kaum 2 vH. der Bevölkerung der deutschen Schweiz ausmachen.

Ganz anders steht es mit dem Bevölkerungsaustausch des deutschen mit dem italienischen Sprachgebiet. Seit mehreren Jahrzehnten richtet sich ein starker Teil der großen Auswanderung aus der italienischen Schweiz und aus Reichsitalien in die deutsche und noch mehr in die französische Schweiz. Zuerst als Bauhandwerker und Erdarbeiter, dann auch als Fabrikarbeiter ließen sich die Italiener bei uns nieder. Allein